

„Die Wirtschaft in ihrer Phänomenologie, d.h. in der unmittelbaren empirischen Gegebenheit, existiert für uns als eine freiwillig oder unfreiwillig angenommene Notwendigkeit, die uns von außen auferlegt wird. Wir erfahren sie als Joch der Not, als Enge des Lebens, das ständiger Gefahr ausgesetzt ist.“

Philosophie der Wirtschaft, S. 155.

Die Wirtschaft „als Joch der Not, als Enge des Lebens“

Zum achten Kapitel von Sergij Bulgakovs *Philosophie der Wirtschaft*

Von Gerhard Schwarz

Ich gestehe es gleich am Anfang: Das Spannungsfeld von Wirtschaft, Philosophie und Religion fasziniert und interessiert mich seit Jahrzehnten. Ebenso alt ist meine Beschäftigung mit dem Marxismus und dem real existierenden Sozialismus. Und deswegen fiel die Aufforderung, sich mit Sergij Bulgakovs „Philosophie der Wirtschaft“ auseinanderzusetzen, bei mir auf fruchtbaren Boden. Die erste Begeisterung hielt zunächst an. Der manchmal schwülstige, aber unglaublich bildhafte Stil Bulgakovs zieht einen in seinen Bann. So würde man sich wünschen, einige modische Kritiker des „homo oeconomicus“ hätten diesen so gut begriffen wie Bulgakov, wenn er schreibt, dieser wichtige instrumentelle Begriff sei nichts anderes als ein stilisierter, kollektiver Typ, der an das Bild erinnere, „das man erhält, wenn man auf ein und derselben Platte nacheinander eine ganze Reihe von Personen fotografiert“ (S. 161). Und in eine ähnliche Richtung zielt der Satz „So mag sich die politische Ökonomie inexistenten Menschen ausdenken, die keine Wirbelsäule haben, wie sich Ruskin entrüstet – das ist kein Unglück, solange sie selbst es weiss und nicht vergisst, und solange sie nicht aufgrund ihrer Schlussfolgerungen auch noch den Anspruch erhebt, ihre Urteile gerade im Hinblick auf die Wirbelsäule abzugeben“ (S. 146). Das Buch ist voll von solchen plastischen und einleuchtenden Bildern. Immer wieder spürt man, dass hier einer mit „feu sacré“, Kraft und Einsatz schrieb. Und es ist bei etwas älteren Texten ja immer wieder faszinierend, wie vieles zeitlos ist und einem den anerkennenden Ausruf abringt: „Schon damals hat er das so hellsichtig und klar gesehen, man könnte es heute nicht besser sagen“. Wer sich allerdings mit Theoriegeschichte beschäftigt, den wird das nicht erstaunen, denn es gibt nicht so viel Neues unter der wissenschaftlichen Sonne. Bulgakov reiht sich mit einigen seiner klarsichtigen Aussagen einfach ein in die lange Liste von Autoren, die über die menschliche Natur und das (wirtschaftliche) Zusammenwirken der Menschen nachgedacht und einiges richtig getroffen haben.

Dazu kommen bei Bulgakov einige Aussagen zur wissenschaftlichen Methodik, die zwar eher gegen die marxistische Anmaßung gerichtet sind, aber auch vor dem Hintergrund der Entwicklung des ökonomischen Mainstream, der Neoklassik, in den letzten Jahrzehnten erfrischend zu lesen sind. Ich nenne hier einige solche Positionen:

1. Bulgakov betont zurecht, dass jede Wissenschaft auf Voraussetzungen axiomatischen Charakters beruht, also Voraussetzungen, die a priori in die Wissenschaft hineingetragen werden. Er nennt dies den völlig unvermeidlichen Dogmatismus der Wissenschaft. Leider scheint er dann aber seine eigene „Philosophie“ doch irgendwie von dieser Erkenntnis auszunehmen und über die Ökonomie zu stellen.
2. Daran anschließend und damit verknüpft: Die Wissenschaftlichkeit der Ökonomie ist im Urteil Bulgakovs nicht über alle Zweifel erhaben. Für diese Skepsis kann man Verständnis haben, zumal wenn man Wissenschaftlichkeit an der Physik messen will. Man sollte dann allerdings nicht gleichzeitig die eher hermeneutische Zugangsweise, die Bulgakov selbst wählt, als „wissenschaftlicher“ ansehen.
3. Den „homo oeconomicus“ sieht Bulgakov völlig nüchtern und realistisch. Man könne in ihm wie Ruskin oder Carlyle voller Empörung eine Verleumdung der Wirklichkeit sehen, man könne ihn aber auch gelassen im Maße seiner praktischen Eignung anwenden und müsse einfach wissen, dass natürlich jede Vorstellung von etwas Typischem nicht der Wirklichkeit entspreche.
4. Zu den kritischen Betrachtungen zur Wissenschaftlichkeit passt, dass Bulgakov Wirtschaftspolitik für eine Kunst hält, wenn auch eine wissenschaftliche Kunst. Es braucht tatsächlich Menschen mit Intuition und viel „tacit knowledge“, um oft unter großem Zeitdruck und ohne Kenntnis aller Fakten Entscheide zu treffen. Bulgakov plädiert daher für das, was Walter Adolf Jöhr Schätzungsurteile nennt, sowie für praktische Vernunft und für gesunden Menschenverstand in der Wirtschaftspolitik. Das ist um vieles realistischer als das oft mechanistische Denken vieler moderner Ökonomen.
5. Ferner sollte ökonomische Wissenschaft gemäß Bulgakov nicht zu empiriegläubig betrieben werden, vor allem sollte nicht wahllos empirisches Material angehäuft werden, denn „in den Fakten liegt nicht mehr Wissenschaft, als durch den wissenschaftlichen Verstand in sie hineingelegt worden ist“. Das ist im Klartext die Position, die etwa Jöhr immer vertreten hat, nämlich dass es keine wertfreie Wissenschaft und vor allem keine neutrale, objektive Empirie geben kann.

6. Verwandt damit ist die Kritik am Zahlen-Aberglauben, den Bulgakov dem vernünftigen Umgang mit Zahlen gegenüberstellt. Er findet diesen Aberglauben dann vor, wenn die Forscher in den Zahlen suchen, was in ihnen gar nicht zu finden ist.
7. Schließlich vertritt Bulgakov die Ansicht, Ökonomie müsse etwas nützen, dürfe nicht Erkenntnis um der Erkenntnis willen suchen, sondern müsse eine durch und durch angewandte Wissenschaft sein. Seine Kritik am nutzlosen, unkontrollierten Theoretisieren hat leider in der modernen Ökonomie grosse Berechtigung. Die Mathematisierung, die insofern einen Nutzen bringt, als sie das Denken diszipliniert, hat nämlich zugleich dazu verführt, die mathematische Eleganz der Modelle über ihre praktische Relevanz und ihren Realitätsbezug zu stellen.

Und doch: je länger je mehr wuchsen bei mir bei der Lektüre die Zweifel. Die wunderbaren, fast literarischen Formulierungen dienen nicht immer der Klarheit des Gedankens. Sie decken manchmal zu, dass Bulgakov sehr dialektisch denkt. Viel ist von einander reflektierenden und antinomischen Begriffen die Rede, ohne dass die Antinomien irgendwie aufgelöst würden. Vor allem aber wird einem mit der Zeit bewusst, dass Bulgakov – sehr verkürzt, sehr zugespitzt – eigentlich keine Philosophie der Wirtschaft entwirft, sondern doch eher eine religiös geprägte Weltsicht, deren ökonomischer Gehalt letztlich mager ist. Es ist eher eine Philosophie, in die eine zum Teil einseitige, zum Teil ungenügende Kenntnis der Ökonomie und der Wissenschaft von der Ökonomie einfließt. In vielem erinnert die Schrift an manche aktuelle Auseinandersetzung von Kirchenvertretern mit den Irrungen und Wirrungen der Marktwirtschaft, die von vielen Sehnsüchten und Zielvorstellungen geprägt ist, aber leider nur von wenig Sachkenntnis zeugt.

Natürlich muss man feststellen, dass Bulgakovs Werk mehr als 100 Jahre alt ist. Das erklärt einiges, auch die starke Betonung der geradezu existentiellen wirtschaftlichen Not, es entschuldigt aber nicht, dass er doch einiges sehr Relevantes und schon zu seiner Zeit Bekanntes zu wenig rezipiert hat, etwa John Stuart Mill und seinen Entwurf ebenso wie seine Relativierung des „homo oeconomicus“-Konzepts oder die Anfänge der österreichischen Schule der Nationalökonomie unter Carl Menger. Auch dringt Bulgakovs eigene intellektuelle Entwicklung sehr stark durch. Einerseits ist er doch in manchem vom Marxismus geprägt, denkt stark dialektisch-widersprüchlich und glaubt, „dass ein Mensch mit genialem Geist und kolossaler Arbeitsfähigkeit alles Wissen in sich aufnehmen könnte“ (S. 71), andererseits dient die Schrift aber nicht zuletzt dazu, sich vom Marxismus abzusetzen und abzugrenzen.

Wahrscheinlich ist symptomatisch, dass er an einer Stelle schreibt, die Wirtschaftswissenschaftler seien praktisch Marxisten, auch wenn sie die Marxisten hassten. Vielleicht gilt diese Aussage mehr für ihn selbst.

Doch jenseits aller Zeitgebundenheit seien hier einige kritische Bemerkungen angefügt; es sind Bemerkungen aus der Sicht eines liberalen, marktwirtschaftlich orientierten Ökonomen, eines Ökonomen zugleich, der an der Wirtschaftspolitik interessiert ist und daher vor allem die Folgen des Bulgakov'schen Entwurfs für die praktische Politik mitzudenken versucht. Zu den Schwachstellen – vielleicht ist es sogar die zentrale Schwachstelle – zählt der Umgang Bulgakovs mit den Begriffen. Die *Wirtschaft* ist für ihn der Kampf der Menschheit mit den elementaren Kräften der Natur, ja Ausdruck des Kampfes der zwei metaphysischen Prinzipien Leben und Tod und an anderer Stelle gar eine Funktion des Todes. Oft setzt Bulgakov *Wirtschaft* auch mit Arbeitstätigkeit gleich. In dieser Begrifflichkeit dringt allenthalben das materialistische Verständnis der Arbeitswertlehre durch. *Wirtschaft* als Handel, als Tausch, als Dienstleistung, als ein Netz freier Privatrechtsverträge, gar als durch das Internet verbundene und kommunizierende Gesellschaft – das ist meilenweit weg vom *Wirtschaftsverständnis* Bulgakovs. Zwar hält er in einer Fußnote fest, dass die materialistische Definition des Reichtums nicht mehr dem heutigen Stand der Produktion entspreche, aber wirkliche Auswirkungen auf sein Verständnis der *Wirtschaft* hat dies nicht. In seiner Disputationsrede schreibt er „Natürlich wissen wir alle aus eigener Erfahrung, was *Wirtschaft* bedeutet“ (S.184), aber durch das ganze Buch hindurch wird einem nie wirklich klar, was er unter *Ökonomie* und *Wirtschaft* versteht. Er scheint oft eine Gleichsetzung mit dem Materiellen und dem Geld vorzunehmen und nicht mit dem, was *Ökonomie* ausmacht, nämlich das Gesetz von Angebot und Nachfrage, der Begriff der Opportunitätskosten, die subjekte Wertlehre und das Konzept des Grenznutzens.

Fragwürdig scheint auch, damals wie heute, die These Bulgakovs, die wissenschaftliche politische *Ökonomie* sei eine Apologie, eine Verteidigung der persönlichen *Habgier*. Nimmt man Adam Smith als Beispiel, so wird man erstens feststellen müssen, dass seine Betrachtungen vom Eigeninteresse und nicht von der übersteigerten *Habgier* handeln. Man wird zweitens anfügen dürfen, dass es bei Smith um die Sorge für sich und die Seinen geht, und nicht um einen zugespitzten Individualismus. Und man wird drittens und vor allem betonen, dass Smith ein großartiger Empiriker war, nicht im Sinne des „number crunching“, sondern als präziser Beobachter der Menschen, und dass er daher *Habgier* weder fordert noch

verteidigt, sondern dass er sie lediglich als einen zentralen und vieles erklärenden menschlichen Zug beobachtet. Auch die Auseinandersetzung mit dem Begriff des *Reichtums* lässt einen ähnlich unschlüssig zurück. Bulgakov zeigt sehr schön, wie verschiedene „Schulen“ oder Entwicklungsstadien der ökonomischen Wissenschaft, beeinflusst von den jeweiligen historischen Verhältnissen, völlig unterschiedliche Reichtumsbegriffe entwickelt haben: Geld, Produkte landwirtschaftlicher Arbeit, Produkte jeglicher Arbeit, oder – bei Ruskin – alles, was das Leben erfreut und ziert, aber er verteidigt dann diese Unbestimmtheit, denn sie gebe der Ökonomie die nötige Anpassungsfähigkeit, um sich den Zeitenläufen anzupassen. Schließlich die *Arbeit*: Was ist sie nun? Ist sie Ausdruck der hohen Vorherbestimmung des Menschen, das Bild Gottes im Menschen? Oder ist sie doch eher Zeichen für die Versklavung an die Elemente, für die Vertreibung aus dem Paradies? Bulgakov hilft sich jeweils mit dem „antinomischen Charakter“, die Begriffe umfassen etwas und sein Gegenteil. Das mag für philosophische Betrachtungen reizvoll und zulässig sein, als Grundlage der Ökonomie und des Verständnisses der modernen Wirtschaft eignet es sich indessen nicht.

Ferner habe ich Bulgakov im Verdacht (ich wähle diese Formulierung, weil der Text eben schillernd ist und selten ganz eindeutige Aussagen zulässt), Anhänger eines positiven Freiheitsbegriffs zu sein (Freiheit wozu?). Mehrfach bringt er zum Ausdruck, dass wirtschaftliche Not unsere Freiheit begrenze. Diese Ansicht ist heute weit verbreitet, was sie indessen nicht richtiger macht. Begriffe, die allumfassend sind, die nicht unterscheiden, vernebeln die Realität, statt dass sie Erkenntnis vermitteln. Wer daher Freiheit gleichsetzt mit der Möglichkeit, alles zu tun, was man gerade tun möchte, erklärt alle Menschen für unfrei, denn die Begrenzungen der Natur und die legitimen Interessen aller anderen Menschen schränken alle Menschen immer ein. Deshalb ist es sinnvoll, mit Isaiah Berlin und Friedrich August von Hayek nur jene Einschränkungen als Unfreiheit zu verstehen, die durch die Willkür Dritter entstehen (Freiheit wovon?). Für alle anderen Einschränkungen unseres Tuns gibt es andere Begriffe: wir können etwas nicht haben oder tun, weil wir arm sind, weil wir körperlich oder geistig behindert sind, weil dem die Würde und das Eigentumsrecht anderer Menschen entgegenstehen, um nur einige Beispiele zu nennen. Aber das als Unfreiheit zu bezeichnen, führt nicht nur zu einer Verwirrung des Verstehens, sondern dann auch zu einer Verwirrung des politischen Handelns. In Anlehnung an eine berühmte, kraftvolle Formulierung Wilhelm Röpkes, der einst den Wohlfahrtsstaat als komfortable Stallfütterung bezeichnet hat, ist daran zu erinnern, dass das Pferd, das im Stall gehegt und gepflegt wird

und dem es an nichts fehlt, dennoch unfrei ist, während niemand auf die Idee käme, das Wildpferd, das sich täglich sein Futter suchen muss, bei Verletzungen sich selbst die Wunden leckt und unter Umständen früh an Hunger, Krankheit oder der Attacke eines natürlichen Feindes stirbt, als unfrei zu bezeichnen. Es ist frei, gerade weil es der Unbill der Natur ausgesetzt ist. Dieses Bemühen um präzise Begrifflichkeit soll wohlgerne nicht dazu dienen, die Hilfe für sozial oder körperlich Schwache zu vernachlässigen oder gar abzulehnen, sondern sie soll nur verhindern, Armutsbekämpfung mit einem Eintreten für die Freiheit gleichzusetzen. Schon Konfuzius wusste, dass, wenn die Begriffe sich verwirren, die Welt in Unordnung gerät.

Nicht nur im achten Kapitel, sondern im ganzen Buch stößt man auf eine These, die jedem methodologischen Individualisten aufstoßen muss: der These, dass das Ganze (logisch) vor seinen Teilen existiere. Seine Kritik am Individualismus ist auch religiös unterfüttert: „Als Luther und die anderen Reformatoren den persönlichen Willen und das persönliche Bewusstsein in einen Gegensatz zur Kirche brachten und die Realität der überindividuellen Einheit der Menschheit verwarfen, brachten sie Kant hervor“ (S. 70, Anm. 7). Bulgakov spricht viel von den transzendentalen Grundlagen der Wirtschaft in ihrer Ganzheit, und er bezeichnet „die ganze Menschheit insgesamt“ als das transzendente Subjekt der Wirtschaft. Und diese Ganzheit wird in seinen Augen durch die Konkurrenz in einzelne Bruchteile zersplittert und bis zur Unkenntlichkeit verdeckt. Wie dies allerdings vereinbar sein soll, mit der offenbar nicht normativ, sondern positiv gemeinten Aussage, dass die Mitmenschen nicht des einzelnen Menschen freiwillige Verbündete seien, „sondern Mit-Knechte in der Arbeit und Konkurrenten in der Aufteilung der Güter“ (S. 157), ist zumindest unklar.

Als Beispiele für ganzheitliche Begriffe der Ökonomie nennt Bulgakov das „Kapital“ und den „Kapitalismus“ (ein moderner und marktwirtschaftlicher Ökonom würde kaum gerade diese Beispiele wählen). Mit der Lupe der politischen Ökonomie sehe man das Naheliegende, also alles, was mit der Individualität zu tun habe, nicht, dafür alles, was über deren Grenzen hinausgehe und Klassen- bzw. Gruppenphänomene bilde. Nun ist es sicher richtig, dass in der Aggregation und im Typischen oder Durchschnittlichen die einzelnen Individuen, also lebendige Menschen und ihre Biographien, keinen Platz finden. Und klar ist auch, dass umgekehrt, wenn man nur den Einzelfall analysiert und betont, man keine Aussagen über die Gesellschaft entwickeln kann. Dieses methodologische Spannungsfeld existiert, und bei den Übergängen von der einen zur anderen Ebene geht immer etwas verloren.

Doch Bulgakov geht hier viel weiter. Er sieht das Individuelle und das Soziale als gleichsam unterschiedliche Welten an, die sich nicht miteinander verbinden lassen. Bulgakov rührt damit an eine zentrale Debatte zwischen einem liberal-individualistischen und einem konservativ-kollektivistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsverständnis. Margaret Thatcher, immer für provokative Aussagen gut, hat ja das liberale Verständnis von Gesellschaft in dem prägnanten Satz „there is no such thing as society“ zum Ausdruck gebracht. Gemeint war und ist damit nicht, dass die Menschen keine sozialen Wesen seien, dass sie nicht kooperieren und sich nicht zusammenschließen. Nur schon der Nachsatz, den die kollektivistischen Gegner von Frau Thatcher immer ausblenden, macht dies deutlich, weil dort explizit von den Familien die Rede ist. Und klar ist auch, dass Menschen ohne Gesellschaft letztlich nicht überleben können, weder physisch, noch mental. Selbst Robinson brauchte Freitag. Was der Satz Thatchers jedoch zum Ausdruck bringt, ist das Gegenteil von Bulgakov. Er besagt nichts anderes, als dass sich Gemeinschaft nur von unten nach oben, nur vom Individuum zur Gesellschaft, denken läßt, und auch, dass sich historisch Individuen und Familien zu Horden zusammenschlossen, nicht umgekehrt Horden am Anfang standen und mit der Zeit dann auch noch etwas Raum für das Individuelle ließen. Wer Begriffe wie Gesellschaft und Gemeinwohl als selbständig und abgehoben versteht, zwar explizit nicht als Kollektiv oder Summe, aber „als lebendige Einheit geistiger Kräfte und Potenzen“, öffnet damit Tür und Tor für jene, die sich dann zu Interpreten dieser Begriffe aufschwingen, die meinen zu wissen, was dem Gemeinwohl frommt und es selbstverständlich auch für richtig halten, dieses Gemeinwohl zulasten von Minderheiten anzustreben und durchzusetzen – schließlich steht es ja über dem Individuum.

Völlig unverständlich bleibt mir die Aussage Bulgakovs, dass durch die Grundthese der politischen Ökonomie, dass die Wirtschaft sich durch Wiederholbares und Typisches auszeichne, „schon im Voraus nicht nur alles Individuelle, sondern auch überhaupt das Neue, Historische“ ausgeschlossen sei. 1911, ein Jahr vor Bulgakovs „Philosophie der Wirtschaft“ ist in Berlin Joseph Schumpeters „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ erschienen, in der in großartiger Weise dargelegt wird, wie schöpferische Zerstörung und Wandel stattfinden. Irgendwie scheint Bulgakov hier die Ebenen zu verwechseln: Die Gesetze ändern sich zwar nicht, aber auf der Basis dieser Gesetze kann sich, ja muss sich die Welt immer wieder und zum Teil grundlegend wandeln. Schließlich käme auch niemand auf die Idee, der Biologie „vorzuwerfen“, weil ihre Phänomene über Wiederholbares und Typisches verfügten, sei Evolution ausgeschlossen.

Bei längerer Auseinandersetzung mit dem Text erinnert Bulgakovs „Philosophie der Wirtschaft“ und vornehmlich das Kapitel über die „Phänomenologie der Wirtschaft“ an die nach 1968 populäre Suche nach einem dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus oder, präziser gesagt, zwischen Marktwirtschaft und Zentralverwaltungswirtschaft, eine Suche, die für immer mit dem tschechischen Reformpolitiker und späteren St. Galler Hochschullehrer Ota Sik verbunden ist. Auch Sik wollte seine marxistischen Wurzeln überwinden, ohne sich völlig aus ihnen zu befreien. Er glaubte, das sei durch eine systematische Mischung zweier auf Dauer unvereinbarer Prinzipien möglich, des Wettbewerbs der Marktwirtschaft und des Kollektiveigentums der Zentralverwaltungswirtschaft. Bulgakov ist weniger systematisch und weniger klar lesbar. Was man aber sagen kann, ist, dass sich bei ihm nicht nur – und das in einer ganz anderen Zeit – marxistische und marktwirtschaftliche Sichtweisen mischen, sondern dass diese überlagert werden von einer christlichen Heilserwartung. Bulgakov sucht das Paradies, er sucht es aber vermutlich bereits 1912 nicht mehr so richtig auf dieser Welt, sondern als „mystischer Realist“, wie er schreibt. Aber sein Amalgam aus dem Marxismus, aus dem er herkam, der Auseinandersetzung mit einigen, aber bei weitem nicht allen wichtigen Ökonomen seiner Zeit, der Anprangerung des „Ökonomismus“ (von dem man nicht sicher ist, ob er ihm nicht selbst erliegt) und seinem Streben nach dem besseren Leben könnte gerade in der heutigen Zeit von Nicht-Ökonomen völlig falsch gelesen werden. Als Kritik an den heutigen Zuständen der Wirtschaft (und in Teilen der heutigen ökonomischen Wissenschaft) taugt Bulgakov kaum. Dafür ist seine Schrift zu zeitgebunden, zu sehr Literatur und zu wenig analytische Wissenschaft. Hingegen bleibt sie für jene, die vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Entwicklung der letzten 100 Jahre auch die problematischen Stellen und Schwächen bei Bulgakov erkennen können, eine kraftvolle und durchaus inspirierende Lektüre, die sich allerdings systematisch nur schwer verorten läßt.

Diesen Essay verfasste Avenir-Suisse-Direktor Gerhard Schwarz im Nachgang zu einem Kolloquium über Sergij Bulgakovs «Philosophie der Wirtschaft» an der Université de Fribourg.